

Vorwort

Lange Zeit galt die Verbindung von *Queer* und *Pädagogik* im deutschsprachigen akademischen Kontext als nicht existent. Obwohl im englischsprachigen Raum bereits seit mehr als zwei Jahrzehnten eine lebhafte Auseinandersetzung um das Verhältnis von *queer* und *pedagogy* stattfindet, sind hierzulande die erziehungswissenschaftlichen Beiträge zu dieser Thematik immer noch eine Randerscheinung. Das liegt zum einen daran, daß Queer im nordamerikanischen Kontext in der ersten Hälfte der 1990er Jahre in die Wissenschaftslandschaft Einzug erhalten hat und erst mit einiger Verzögerung in Europa rezipiert wurde. Zum anderen sind für den deutschen Diskussionszusammenhang die politischen und sozialen Implikationen von Queer nicht derart offensichtlich, wie dies beispielsweise mit Blick auf Queer-Bewegungen in den USA der Fall ist. Für die deutschsprachige Pädagogik hat dies zur Folge, dass häufig andere Begrifflichkeiten vorgeblich äquivalent verwendet oder in Aufzählungen zusammen mit Queer genannt werden. Was zeichnet eine *Queer Pädagogik* aus und was unterscheidet sie von anderen, scheinbar sinnverwandten Termini? Auf diese und andere Fragen versucht der vorliegende Sammelband Antworten zu geben. Die Beiträge lassen sich generell als exemplarische Diskussionen für das Forschungsfeld einer *Queer Pädagogik* verstehen; sie stecken gewissermaßen den Rahmen eines solchen Feldes ab. So gibt es neben einer begrifflich orientierten Einleitung und einer kritischen Einladung zur Diskussion als Ausleitung mehrere Beiträge, die sich mit generationenspezifischen Phänomenen und Problematiken einer *Queer Pädagogik* auseinandersetzen, während in den beiden folgenden Artikeln zum einen die Frage nach Möglichkeit und Gestalt einer generellen Theorie der *Queer Pädagogik* gestellt wird, zum anderen das Problem einer queeren Erziehungswissenschaft als Forschungsvollzug erörtert wird. Der hier vorgelegte Band versteht sich auf diese Weise sowohl als Aufforderung, das so konturierte Forschungsfeld als spezifisches Forschungsfeld wahrzunehmen und anzuerkennen, als auch als Einladung, sich in den hier aufgespannten Diskussionsraum vielstimmig einzubringen.

Den Auftakt des Bandes bildet eine generelle Einführung in den Begriff *Queer* und seinen historischen und systematischen Kontext. *Franziska Förster* zeichnet die theoretischen und praktischen Bewegungen nach, in denen sich das Verständnis von *Queer* als Theorie und als Praxis entwickelt hat. Dabei wird zum einen der Hintergrund deutlich, vor welchem sich die auch in diesem Band formulierten Gedanken formiert haben, und zum anderen, inwiefern sich das hier Vor- und Zusammengetragene in seiner Ganzheit einem neuen, erweiterten Verständnis von Queer verschrieben hat. Mit *Marcus Felix* betreten wir dann das Feld konkreter pädagogischer Arbeit, vor allem mit Kindern, und thematisieren die Frage, wie man mit Queer im realen Schulalltag umgehen kann und sollte. In

diesem Beitrag wird eine konkrete Methode nicht nur vorgestellt, sondern auch auf der Grundlage vor allem psychologischer Forschung zur Akzeptanz begründet. Phänomenen, die eher für die folgende Altersgruppe, also für Jugendliche und junge Erwachsene, relevant sind, widmen sich die Beiträge von *Robert Pfützner* und von *Nadezda Krasniqi/Steff Kraut*. Während es in Pfützners Beitrag generell um die Frage nach den Bildungsmöglichkeiten und -strukturen in queeren Räumen geht, thematisieren Krasniqi und Kraut die aus einer intersektionalen Perspektive problematischen, oft rassistischen Verhältnisse in solchen queeren Räumen und den pädagogischen Umgang damit. Natürlich darf auch die ältere Generation im Rahmen einer *Queer Pädagogik* nicht außer Acht gelassen werden. Einer solchen Perspektive widmet sich exemplarisch der Beitrag von *Alexander Zwickies*. Mit Blick auf die sich stetig vergrößernde Anzahl offener lebender älterer schwuler Männer wird hier gefragt, welche spezifischen Bedürfnisse innerhalb dieser Gruppe verbalisiert werden und in welcher Form die Soziale (Alten-)Arbeit angemessen reagieren kann oder auch müßte. In etwas allgemeinerer Form diskutieren die beiden folgenden Beiträge Probleme einer *Queer Pädagogik*. So widmet sich *Maximilian Waldmann* der Frage nach den Strukturen einer queeren pädagogischen Theorie und der Frage, was eine Theorie der *Queer Pädagogik* ausmachen müßte, während *Karsten Kenklies* die eher wissenschaftstheoretische Frage stellt, was eine *Queer Pädagogik* als queere Erziehungswissenschaft kennzeichnen könnte. Als Abschluß des Bandes läßt der Beitrag von *Maia George Luna* und *Maximilian Waldmann* noch einmal die verschiedenen Diskussionen Revue passieren, um hieraus nicht nur Grundmotive, sondern auch Unstimmigkeiten und inhärente Probleme einer auf diese Weise konturierten *Queer Pädagogik* deutlich hervortreten zu lassen. Hier ist der Ort, wo sich eine *Queer Pädagogik* selbst-reflexiv ihrer eigenen Ambivalenz bewußt wird – eine Reflexionsbewegung, die im hier entwickelten Verständnis ein zentraler Bestandteil queeren Denkens ist: Es geht um die Eröffnung eines Gesprächs, nicht um seine Schließung. Die Herausgeber danken Franziska Förster für den professionellen Satz des Bandes, Maia George Luna für Anregungen und Beratung und dem Verlag Julius Klinkhardt für die bereitwillige und zuvorkommende Aufnahme des Bandes in das Verlagsprogramm.

Karsten Kenklies und Maximilian Waldmann,
im Dezember 2015

Franziska Förster

„Who am I to feel so free?“ – Eine Einführung in den Begriff und das Denken von *Queer*¹

Seit nunmehr 25 Jahren vagabundiert *Queer* durch wissenschaftliche Debatten, Popkultur und Feuilletons. Oft fällt der Begriff im Kontext solcher als *political correct* etikettierten Begrifflichkeiten wie *Vielfalt*, *Gender*, *Diversity* etc., aber auch im Zusammenhang mit zunehmendem medialen Interesse für *Gender Trouble* à la Lady Gaga, Conchita Wurst oder Laverne Cox. Zumeist bleibt Queer dabei in seiner Bedeutung unklar und wird im deutschsprachigen Kontext häufig als entpolitisierte und frischer klingende Alternative zu „schwul-lesbisch“ benutzt. Letzteres entbehrt nicht einer gewissen Ironie, da Queer nicht nur das Normenkorsett des heterosexuellen Mainstreams, sondern auch die Identitätskonstruktionen und Ausschlüsse *innerhalb* der schwulen und lesbischen Gruppen sichtbar macht und kritisiert.

Trotz mehrfacher Unkenrufe und Polemiken, die auch die feministische Bewegung und Theorie wie die Gender Studies allzu gut kennen,² hält sich Queer als kritischer Stachel in der akademischen Debatte, wenngleich eine Verankerung und Institutionalisierung, wie sie der Geschlechterforschung/den Gender Studies zuteil geworden ist, nicht verzeichnet werden kann. In den USA ist die Situation anders. Dort wird Queer nicht nur im Rahmen von *Queer Studies* und *Queer Theory* gelehrt und von verschiedenen Disziplinen getragen, auch verfügt der queere Wissenskanon über einen ganzen Strauß an Denker_innen, während hierzulande die Theorie der Sprachphilosophin Judith Butler fast schon zum Synonym der Queer Theory selbst geworden ist.

Die vorliegende Einführung in den Queerbegriff vereint zwei wenig kompatible Ziele, da sie sowohl eine erste, aber fundierte Orientierung zu geben sucht, als auch Problematisierungen und Kritiken zu Wort verhelfen will. Die Darstellung wird dabei immer wieder auf Butler zu sprechen kommen, allein schon, weil sich die deutsche Rezeption der Queer Theorie stark auf ihre theoretischen Entwürfe bezieht. Zudem wird die mit dem Namen Butler identifizierte *dekonstruktivistische* Perspektive auch heute noch insbesondere im deutschsprachigen Kontext gern missverstanden, sodass auch auf Engführungen hingewiesen

¹ „Who am I“ ist ein Song von JD Samson und MEN (2011). Mein Dank für kritische Anregungen, wichtige Gespräche, viel Geduld und Support gilt Maximilian Waldmann, Karsten Kenklies, Esther Mader, Christiane Lewe, Tina Kaden und Friedrich Lauschke.

² Vgl. Yekani/Michaelis (2005: 7–9); Hark/Kerner (2007); Knapp (2014).

werden soll, die eine wünschenswerte tragfähige Weiterentwicklung queerer Theoriebildung erschweren. Schließlich wird versucht zu umreißen, was Queer als eine spezifische Art des Denkens – als *queering* oder *queeren* benennbar – auszeichnen kann.

1 Einstieg

Versuche einer Definition von Queer ufern leicht aus, was letztlich mit dem Selbstverständnis der Theorie zu tun hat. Begriffe sollen nicht gefestigt, Methoden und Theorien nicht abgesichert werden, wie es für das wissenschaftliche Denken charakteristisch ist. Vielmehr will Queer verunsichern und verstören, wie die Übersetzung des Verbs *to queer* aus dem Englischen suggeriert. Deswegen gestattet es sich auch nicht, den Gegenstandsbereich von Queer auf das Thema *Sexualität* festzulegen, wenngleich die Problematisierung dessen den Ausgangspunkt queeren Denkens beschreibt.

Entsprechend lässt sich anhand zahlreicher Vorannahmen, mit denen uns die Alltagssprache versorgt und die um Geschlecht und Sexualität kreisen, leichterhand aufzeigen, wogegen queeres Denken aufbegehrt: So geht man davon aus, dass es nur zwei Geschlechter, Mann und Frau, gibt. Das Phänomen des „Dazwischenseins“ wird unmittelbar in das Schema „Entweder-Oder“ überführt. So werden Intersexualität und Transsexualität zumeist als „tragische Fehler der Natur“, ja, als eine Art „Behinderung“ angesehen, die der Behandlung bedürfen.³ Menschen, die sich einen Tag weiblich, einen anderen Tag eher männlich fühlen oder beide Geschlechtsidentitäten vereinen, *Genderqueers* und *Transgender*, all diese mannigfachen Variationen geschlechtlichen und sexuellen Menschseins passen nicht in die Entweder-Oder-Schublade.

Im Bereich des Begehrens stellt Heterosexualität den Normalfall dar, die sich als natürlich gibt. Ein_e Heterosexuelle_r muss sich niemals outen. Gegenpart der Heterosexualität ist die Homosexualität, die trotz aller herrschender Liberalität in modernen Gesellschaften stets als etwas Besonderes gehandelt wird. Wie tief Homophobie dabei nach wie vor verwurzelt ist, spiegeln nicht nur die Umfragewerte der „Deutschen Zustände“, auch politische Diskurse rund um das Thema Ehe und Familie weisen auf beharrliche Ressentiments hin.⁴ Ob nun im Falle der Binarität *hetero-/homosexuell* oder *Mann/Frau*, es scheint ungenau gemein bedeutsam zu sein, dass man einen Unterschied machen kann, wobei dies noch milde ausgedrückt ist: Die Unterscheidung drängt sich der_m Sprecher_in geradewegs auf – und dies allein aus sprachlichen Zwängen. Dabei

³ Dies spiegelt sich auch in der DSM/ICD-Diagnose „Störung der Geschlechtsidentität“ wieder.

⁴ Vgl. Kraß (2003: 9). Man denke auch an die heftigen Demonstrationen in Frankreich gegen die „Mariage pour tous“ oder die Reaktionen auf die Planungen, sexueller Vielfalt im Bildungsplan Baden-Württembergs mehr Raum zu geben, vgl. Laufenberg (2014: 7f.).

sind in die Differenzierung immer schon Wertungen eingezogen: normal/abnormal, natürlich/unnatürlich, auch gesund/pathologisch. Dieser „Bewertungsreflex“ speist sich aus der Macht sozialer Normen, die man zunächst als solche sichtbar machen muss. Die Verneinung sozialer und kultureller Dimensionen rund um Sexualität und Geschlechtsidentität mit dem beständigen Rekurs auf die biologischen Unhintergebarkeiten lässt sich in Bezug auf weitere Fragen weiterverfolgen: So erscheint uns die Paarbeziehung mit klassischem Treueideal natürlicher und „richtiger“ als die Alternativen, bestimmte sexuelle Praktiken und Vorlieben werden eher als normal akzeptiert als andere. Hetero- und Homosexualität schließen sich aus, sodass auf dieser Folie Bisexualität einen unlogischen Status einnimmt, zudem sorgt auch ein biografisch spätes Coming-out als *homosexuell* für Irritationen und zieht oftmals Rechtfertigungszwänge nach sich. Anhand unserer Vorstellung von Identität zeigt sich, wie selbstverständlich wir auf deren Selbstgegebenheit, Natürlichkeit und Kohärenz beharren.⁵ Queer geht hinter diese Mauer des Selbstverständlichen zurück und prüft, wie es zu diesen und anderen meist unhinterfragten Wissensbeständen und Hierarchisierungen kommt und wie sie uns von ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit tagtäglich überzeugen. Insofern problematisieren queere Ansätze nicht nur Homosexualität und Heterosexualität, Körper, Macht und Subjekt, sondern sie verunsichern und fechten damit Naturalisierung und Normalisierung an. Queer hat entsprechend keine akademische Heimat in einer Disziplin, sondern wird als transdisziplinäres kritisches Wissen durch verschiedene Einzeldisziplinen verfolgt, auf mannigfache Kontexte angewandt und hat noch dazu den Anspruch, sich beständig selbst zu reflektieren. Die mit Queer eingenommene kritische, *dekonstruktive* Haltung kann prinzipiell auf alle möglichen Begriffe und Konzepte ausgeweitet werden und trifft sich nicht nur in ihrem Anspruch mit Ansätzen, die das Problematisieren von Ethnizität, Rassisierung, Kultur, Klasse, Nationalität, Behinderung und vielem mehr umfassen. Wie Queer diesen Anspruch entwickelt hat, zeigt insbesondere ein Blick auf die politischen Wurzeln dieser Denkbewegung.

2 Genealogien

2.1 Die Queer-Bewegung

Queer ist nicht nur die Bezeichnung für eine theoretische Perspektive und eine spezielle Art des Denkens, sondern stellt zugleich eine politische Praxis dar. Die *Queer Politics* entstanden in den USA der späten 1980er Jahre, unter anderem als wütende Reaktion auf die Polemik und Ignoranz der konservativen Reagan-Politik. Gesellschaftlich marginalisierte Gruppen wurden für

⁵ Vgl. Jagose (2001: 101).

die AIDS-Epidemie verantwortlich gemacht, während die bürgerliche Kleinfamilie zum nationalen Heil hochstilisiert wurde.⁶ Es wurde deutlich, dass eine Minderheitenpolitik, wie sie die Homosexuellenbewegungen bis dato betrieben hatte, aufgrund ihrer Identitätsorientierung nicht in den Blick bekam, dass beispielsweise auch (nach außen heterosexuelle) Familienväter sich mit dem HI-Virus anstecken konnten. Vor diesem Hintergrund kam es zu einer Erneuerung des radikalen schwulen und lesbischen Aktivismus, dessen politische Organisationsformen – wie z.B. ACT UP – sich nicht mehr auf einer gemeinsamen Identität gründete, sondern über die Nähe der Betroffenheit ergab. So verschob sich auch der Fokus von der Frage sexueller Identität auf die der sexuellen Praktiken. Die so entstandene neue bündnispolitische Bewegung der gesellschaftlich Randständigen nannte sich selbst so, wie sie vom moralischen Mainstream beschimpft wurde: „queer“, also „schräg“, „falsch“, „pervers“. Die Aneignung und Umdeutung des Begriffs als stolze Selbstbezeichnung hatte eine äußerst verstörende Wirkung, hielt sie der *moral majority* doch den Spiegel vor.⁷ In jenem gesellschaftspolitischen Kontext machte die feministische Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis den Begriff für die akademische Debatte fruchtbar, indem sie *queer* 1991 im Hinblick auf sein Potenzial zur Überwindung identitätsorientierter und kategorialer Begrenzungen der Begriffe *schwul* und *lesbisch* diskutierte und damit die Entstehung der *Queer Studies* aus den *Gay and Lesbian Studies* mitbegründete.⁸

In der Wahl dieses Begriffs kanalisierte sich außerdem der über Jahrzehnte angestaute Frust über Ausschlusserfahrungen, die einerseits die Homobefreiungsbewegung, andererseits die Frauenbewegung produziert hatten. Der lesbische Feminismus etwa entstand aus der marginalisierenden Erfahrung vieler lesbischer Frauen heraus, dass sie mit den Schwulen zwar das Stigma ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung gemeinsam hatten, nicht aber die speziellen Lebensumstände. Wie heterosexuelle Frauen litten Lesben an Benachteiligungen in vielerlei, besonders ökonomischer Hinsicht, teilten aber mit Schwulen keine Gemeinschaft und fühlten sich letztlich weder unter dem Label *homosexuell* oder *gay* noch unter dem der *Frau* repräsentiert. Lesbischsein wurde als Widerständigkeit gegen Heterosexismus entworfen, womit jedoch (sexuel-

⁶ Zu den Hintergründen der AIDS-Krise in den USA vgl. Jagose (2001: 121f.).

⁷ Dieser Prozess der ironischen und ermächtigenden Aneignung lässt sich ähnlich für die pejorativen Begriffe ‚Tunte‘, ‚Lesbe‘, ‚Krüppel‘, ‚Kanake‘ etc. nachzeichnen, vgl. Woltersdorff (2005: 914f.).

⁸ Vgl. Hark (2010: 110f.). Zu beachten ist, dass der Einzug des Begriffs *Queer* in die deutschsprachige Debatte auf einen anderen politisch-kulturellen Boden fällt: Statt einer aktivistischen Bewegung, die sich gegen als einschränkend und ausschließend wahrgenommene Entwicklungen in den Bewegungen wehrte, die mit *identity politics* bezeichnet werden, steckte eine schwul-lesbische Bürgerrechtsbewegung in der BRD der 1990er Jahre gerade erst in den Anfängen, was die entpolitisierte, synonyme Übernahme von *Queer* als schwul-lesbisch erklärt, vgl. Gschel et al. in Jagose (2001: 187f.).

le) Verhaltenskodices, normative Engführungen und gar Schwulenfeindlichkeit einhergingen.⁹

Ausgrenzungserfahrungen häuften sich zudem entlang der Institutionalisierung der *gay liberation*: Während zu Beginn der Bewegung im Geiste von *Stonewall*¹⁰ die radikale Umgestaltung gesellschaftlicher Normen im eindeutigen Fokus des Kampfes lag, setzte sich schließlich die Vorstellung durch, es ginge vor allem darum, für die Anerkennung der Homosexualität durch die Mehrheitsgesellschaft zu streiten. Nun konzentrierte man seine Kräfte darauf, die Überzeugung zu verbreiten, Homosexuelle seien letztlich ganz *normal* – eine assimilatorische Haltung, die gesellschaftlich hegemoniale Normen stärkt und nicht kritisiert. Entlang der Kommerzialisierung der zuvor hochpolitischen Paraden am Christopher Street Day entstand stillschweigend ein Prototyp des Homosexuellen, der männlich, finanzstark, anpassungswillig, weiß und fitnessgestählt war, was szeneeintern stetig zu Ausgrenzungen von Transsexuellen, *drag queens*, maskulinen Lesben und femininen Schwulen führte.¹¹ So wurden

AktivistInnen, die für einen wichtigen Teil des Erfolgs und der Anerkennung der frühen Bewegung verantwortlich waren, [...] ihrer eigenen Bewegung schnell peinlich¹²,

resümiert die Aktivistin Riki Wilchins nüchtern. So ist das Gedenken an Stonewall bis heute eine vor allem *weiße* Geschichte, in der die vielen maßgeblich beteiligten *drag queens* und trans*-Menschen *of Color*¹³, wie beispielsweise Marsha P. Johnson oder Sylvia Rivera, kaum repräsentiert werden.¹⁴ Im Laufe der 1990er Jahre entstanden Transsexuellen- und Transgendergruppen sowie das *Intersex Movement*, die zum Teil im Rahmen von Queer Politics agierten, zum Teil in Abgrenzung dazu, da sie die Aneignung von Queer durch schwule und lesbische Interessen kritisierten.¹⁵

Retrospektiv zeichnen sich schon früh die Grundthemen ab, die bis heute im Zentrum queerer theoretischer wie praktischer Auseinandersetzung stehen: Die Infragestellung dessen, was als *normal* gilt, die Problematisierung von Identität und – scheinbar in Opposition dazu – Fragen der Aneignung und Selbstbestimmung. Wie in den skizzierten Auseinandersetzungen sichtbar wird, sind

⁹ Siehe hierzu die als *sex wars* bekannt gewordene Debatte über Pornographie, sexuelle Praktiken und BDSM, vgl. Ferguson (1984).

¹⁰ Näheres zur Stonewall Riot siehe Jagose (2001: 46–49).

¹¹ Vgl. Wilchins (2006: 30f.); Woltersdorff (2003: 914).

¹² Wilchins (2006: 29).

¹³ *People of Color* ist eine Selbstbezeichnung nicht-weißer Menschen, mithilfe derer die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen mit Rassifizierungsprozessen, die vielfältigen Zugehörigkeiten des Subjekts wie auch eine gemeinsame Verbundenheit herausgestellt werden soll, vgl. Ha (2009: 51).

¹⁴ Vgl. Gan (2007: 127f.).

¹⁵ Vgl. Woltersdorff (2003: 915).

Geschlecht und Sexualität zwei unterschiedliche Dinge, die jedoch zugleich in einem untrennbaren Zusammenhang miteinander stehen: Überbetonungen der einen Seite können zum Ausschluss der je anderen Seite führen. Doch trifft dies auch auf weitere Differenzen zu, die sich nicht nur zwischen den Subjekten abspielen, sondern auch die Subjekte selbst durchziehen.

Verfehlte politische oder überhaupt keine Repräsentation erlitten nämlich besonders auch nicht-weiße Frauen, ein Missstand, der in den identitätspolitischen Debatten der zweiten Frauenbewegung nicht mehr unter den Tisch gekehrt werden konnte. Es wurde ersichtlich, dass das Kollektivsubjekt der Frauenbewegung nicht alle Frauen einschloss, dass sich die geforderten Rechte unbemerkt an den Bedürfnissen „weißer, christlich oder säkular sozialisierter heterosexueller Frauen der Mittelschicht ohne Behinderung“¹⁶ orientierten und diese für alle Frauen verallgemeinerten. So erklärten Aktivistinnen des Schwarzen¹⁷, lesbischen *Combahee River Collective* bereits 1977, dass ihr Kampf zugleich gegen rassistische, sexuelle¹⁸, heterosexuelle und Klassenunterdrückung gerichtet sei und plädierten für eine „integrierte Analyse und Praxis“.¹⁹ Jenen Forderungen liegt die Erfahrung zugrunde, dass die Faktoren rassistischer und sexistischer Diskriminierung in den Diskriminierungserfahrungen nicht-weißer Frauen nicht auseinanderzuhalten sind.²⁰ In der Konsequenz bedeutet dies, dass die Unterschiede zwischen den Frauen, die die Frauenbewegung zu repräsentieren beabsichtigt, so groß sind, dass die angenommene gemeinsame Grundlage „Frau“ untergraben wird. So läuft der Feminismus letztlich den Interessen derer, die er vertreten will, zuwider.

In dieses Dilemma um die Setzung der Kategorie „Frau“ als Ausgangspunkt feministischen Wirkens schreibt sich Judith Butler mit ihrem breit rezipierten Text „Gender Trouble“ (dt. „Das Unbehagen der Geschlechter“, 1991) ein. Hierzu kehrt sie die geläufige Perspektive um, indem sie das Subjekt nicht als Ausgangspunkt von Überlegungen setzt, sondern stattdessen die Frage nach den Bedingungen und Prozessen der Subjektwerdung stellt.²¹ Wer, so Butler, die Kategorie „Frau“ in Anschlag bringt, konstruiert sie innerhalb eines normativen Rahmens, der durch den Ausschluss erst hervorbringt, was sie_er nur zu repräsentieren dachte. So sind feministische Positionen an der Konstruktion von „Frau“ beteiligt, da sie selbst Teil diskursiver Machtverhältnisse sind. Durch die Verwendung des Kollektivsubjekts „Frau“ wird so beispielsweise

¹⁶ Kerner (2010: 248).

¹⁷ „Schwarz“ wird hier groß geschrieben, da es eine Selbstbezeichnung darstellt, vgl. dazu die Erläuterungen weiter unten im Abschnitt „Begrenzungen reflektieren – Queer zwischen Transgressivität und Positionalität“.

¹⁸ Gemeint ist hier die Unterdrückung qua Geschlechtszugehörigkeit, von engl. *sex*, die Geschlechterdifferenz bezeichnend.

¹⁹ Kerner (2010: 248).

²⁰ Vgl. Kerner (2010: 240).

²¹ Vgl. Villa (2012: 35).

die Heterosexualität gestützt, da die Kategorie deren normative Effekte in sich trägt. Zugleich stützt die Norm der Heterosexualität die Kategorie „Frau“. ²² Butler geht es somit um die Dekonstruktion der Grundbegriffe selbst, die Unterdrückung erst möglich machen. ²³ Ihrer Ansicht nach ist deshalb auch die Unterscheidung zwischen biologischem Geschlechtskörper (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*) infrage zu stellen. Für viel Aufruhr sorgte sie mit der Behauptung, dass der biologische Körper durch (das soziale) *gender* diskursiv hervorgebracht werde. Sie dekonstruiert hier eine Leitunterscheidung feministischer Theorie, die auf Simone de Beauvoirs berühmter These beruht: „man wird nicht als Frau geboren, man wird es“. ²⁴ Generationen von Feministinnen ermöglichte diese Unterscheidung, der vermeintlichen Schicksalhaftigkeit des biologischen Geschlechts entgegenzutreten und Weiblichkeit als Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu deuten. ²⁵ Dabei erschien ihnen jedoch die biologische Geschlechterdifferenz als unhintergebar Ausgangspunkt und nicht als möglicher Teil des Problems. Butler treibt die *sex-gender*-Unterscheidung an ihre logische Grenze und fragt: Wenn *gender* kulturelle Interpretationen einer körpergeschlechtlichen Differenz sind, wieso sollte es dann erstens *nur zwei* soziale Geschlechter geben und zweitens, weshalb wird dann überhaupt ein weibliches *gender* mit einem weiblichen *sex* verknüpft? ²⁶ Die Strukturanalogie von binärem *sex* und binärem *gender* lässt sich, so Butler, letztlich nur darauf zurückführen, dass es einen „Glauben an ein mimetisches Verhältnis“ ²⁷ von *sex* und *gender*, *Natur* und *Kultur* gebe: Diese vermeintlich sichere Zuordnungspraxis speist sich schließlich allein aus sprachlich hervorgebrachten Konstruktionen.

Das Echo auf solcherlei Einlassungen Butlers war enorm, insbesondere in der deutschsprachigen feministischen Theorie, die das Subjekt des Feminismus verabschiedet und noch dazu entkörperlicht sah. Die teils oberflächliche Kritik entsprang dabei oft einem mangelnden Verständnis für den spezifischen theoretischen Hintergrund, vor dem sich queere Kritik entwickelt hat. ²⁸

²² Vgl. Woltersdorff (2003: 918).

²³ Vgl. Bublitz (2010: 50).

²⁴ de Beauvoir (1990: 265).

²⁵ Butler (1991: 22).

²⁶ Vgl. Meißner (2012: 18).

²⁷ Butler (1991: 23).

²⁸ In deutlichem Gegensatz zur deutschsprachigen Theorielandschaft sind in den USA Poststrukturalismus und Dekonstruktion im Zusammenhang mit feministischer Theoriebildung seit Jahrzehnten im akademischen Betrieb verankert, was die Rezeptionsschwierigkeiten kontextualisiert.

2.2 Queer im Kontext poststrukturalistischer Theoriebildung

Die Queer Theorie hat mit poststrukturalistischer Theorie nicht nur die komplizierte und wenig lebensnahe Sprache gemeinsam, sondern auch einen erheblichen Grad an Reflexivität, der nicht selten der Reduktion zum Opfer fällt. Das bei Butler aufscheinende komplizierte Subjektverständnis ist untrennbar mit einer spezifischen Auffassung der Rolle von Sprache verbunden, wie sie vor allem, aber nicht nur für poststrukturalistische Theorien charakteristisch ist. Im 20. Jahrhundert avanciert Sprache im Zuge des *linguistic turn* zum zentralen Feld der philosophischen Auseinandersetzung, im Laufe derer sie nicht mehr als Instrument zur Beschreibung einer objektiven Wirklichkeit verstanden, sondern selbst als wesentlicher *Konstituent* von Wirklichkeit gefasst wird. Man geht also davon aus, dass es keine Realität gibt, die nicht schon sprachlich geprägt wäre und zu der die Erkenntnissubjekte einen außer- oder vorsprachlichen Zugang hätten. Grundlage dafür liefert ein Zeichenmodell, in dem es keinen notwendigen Zusammenhang zwischen dem *Signifikat* (Bezeichnetes, Vorstellung im Bewusstsein) und dem *Signifikanten* (Bezeichnendes) gibt, sodass sich Bedeutung nicht aus den objektiven Eigenschaften der einzelnen Elemente ergibt, sondern erst durch die Stellung, die Relation der Einzelelemente im Beziehungsgeflecht produziert wird. Gewendet auf das Subjekt existiert dieses also nicht „jenseits aller Repräsentationsformen“ als mit sich selbst identisches Subjekt. Dieses als nicht-identisch reformulierte Subjekt büßt seinen Status als Träger von Erkenntnis ein, den es seit Descartes beansprucht. Jene Kritik an der metaphysischen Vorstellung von Identität als Einheit verbindet alle Theorien, aus denen queere Theoriebildung schöpft und die neben Ferdinand de Saussure mit den Namen Sigmund Freud, Jacques Lacan, Jacques Derrida und vor allem Michel Foucault verbunden sind.

Der Begriff des *Diskurses* gewinnt im Zuge der Fokussierung auf Zeichensysteme eine zentrale Bedeutung, nach der sich gesellschaftliches Wissen in diskursiven Ordnungen organisiert, die Aussagen als wahr oder falsch, normal oder abweichend deklarieren und hierarchisieren. Diskurse bilden damit auf systematische und historisch besondere Weise die Gegenstände, von denen sie sprechen.²⁹ Überaus anschaulich hat dies Foucault im ersten Band seines Werks „Sexualität und Wahrheit“ (1977) aufgezeigt, in dem er die *Homosexualität* als eine Erfindung, eine *Konstruktion* des späten 19. Jahrhunderts entlarvt.³⁰ Wurden gleichgeschlechtliche sexuelle Praktiken, vor allem zwischen Männern, zuvor aus moraltheologischen und juristischen Beweggründen verurteilt, so fassten die entstehenden Humanwissenschaften sie unter dem Neologismus *Homosexualität* als Krankheit, die eine vom Normalen abweichende

²⁹ Vgl. Foucault (1981: 150–3, 170f.).

³⁰ Vgl. Foucault (1977: 58).

Disposition in Psyche und Physis beschrieb.³¹ Dieser *epistemologische* Umschwung, der von einem sexuellen *Akt* zu einem „So-Sein“, einer *Identität*, übergeht, basiert in erster Linie auf humanwissenschaftlichen Anstrengungen. Diese bildeten regelrecht eine neue „Spezies“ Mensch aus, deren Äußerungen vom hegemonialen Diskurs bis heute immer auf deren „besondere“ Sexualität zurückgeführt werden. Anders gesagt: „Nichts von alledem, was er [der Homosexuelle, F.F.] ist, entrinnt seiner Sexualität“.³² Dass die strikte Unterscheidung zwischen homosexuell und heterosexuell *historisch* und damit *kontingent* ist, im 20. und 21. Jahrhundert aber als „natürlich“ gedacht und empfunden wird, offenbart die Normalisierungsmacht diskursiver Ordnungen.

Ermöglicht wird eine derartige Analyse durch einen Machtbegriff, der aus post-strukturalistischer Perspektive im Sinne konstitutiver Dezentrierung gedacht wird und sich diametral von der konventionellen Vorstellung absetzt, es gäbe ein „Oben“ und „Unten“ im Sinne souveräner Herrschaft. So kehrt Foucault die geläufige Perspektive auf Sexualität um, nach der sie gleich einer widerpenstigen Naturkraft durch Repressionen und Verbote unterdrückt wird. Dem setzt er ein Verständnis entgegen, nach der Sexualität als „ein besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen“³³ als Diskursformation produktiv wirksam ist, die sich in besonderer Weise in und durch den Körper artikuliert. „Sexualität“ stellt so einen Zusammenhang von Diskursen, Praktiken und Technologien dar, die (sexuelle) Subjekte zu gleichen Teilen ermöglichen wie auch unterwerfen, was letztere als immer schon in die Macht verstrickt konstituiert:

Repräsentation ist nun nicht mehr der passive Ausdruck von etwas, das bereits besteht, sondern wird selbst zu einer sozialen Praktik, die an der Herstellung des von ihr Repräsentierten mitbeteiligt ist.³⁴

Entsprechend geht es nicht einfach um verschiedene Möglichkeiten, das gleiche zu sagen: ‚Homosexuell‘, ‚gay‘, ‚schwul‘, ‚lesbisch‘ und ‚queer‘ sind keine Synonyme für eine überhistorische Angelegenheit. Queer lässt sich vielmehr als „Folge der *konstruktivistischen Problematisierung* von vermeintlich universellen Begriffen“³⁵ verstehen.

Diskurstheoretisch informierte Theoriebildung plädiert somit dafür, dass das Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem nicht aus einer transzendentalen Ursache oder Wahrheit abgeleitet werden kann. Bedeutungen auf solche letzten Gründe zurückzuführen erscheint vor diesem Hintergrund als Verdeckungsstrategie, mittels derer der Mangel eines unabhängigen Fundaments zugedeckt

³¹ Vgl. Kraß (2003: 14).

³² Foucault (1977: 58).

³³ Foucault (1977: 125).

³⁴ Stäheli (2000: 14).

³⁵ Jagose (2001: 98).

und dessen Konstruktionscharakter verschleiert wird.³⁶ Entsprechend lässt sich die Annahme der Natürlichkeit des biologischen Geschlechtskörpers als Täuschungsmanöver entlarven. Dieses verschleiert, dass körperliche Differenzen in eine „vordiskursive“ Sphäre verschoben, „als der Kultur vorgelagert“ und damit „als politisch neutrale Oberfläche“ konstruiert werden, auf der sich dann das Kulturelle „einschreibt“³⁷. Die Natur/der Körper erscheint so als passive Materie, die erst von der Kultur/dem Geist Sinn erhält – eine Konstruktion „stillschweigend maskulinen Charakters“³⁸. Indem Butler die Dekonstruktion von *sex* fordert, spitzt sie in eine Debatte zu, die die feministische Theorie bei ihrer Suche nach den Strukturen der Geschlechterasymmetrie früh ins Spiel gebracht hat, nämlich das Missverhältnis zwischen Geist und Körper, das der Frau als der Anderen des Mannes die Körperlichkeit zu- und den Geist abspricht, während der vom Leib befreite Mann zum universalen Vernunftsubjekt transzendiert wird.³⁹ Diese ontologische Trennung zwischen Natur und Kultur, Körper und Geist, die Butler mit Irigaray im Anschluss an Derridas Konzept des *Logozentrismus* als *phallogozentrisch*⁴⁰ bezeichnet, wird von der Sex-Gender-Differenz wiederholt. Diese zu dekonstruieren ermöglicht es somit, dem Körper als verdrängten Teil abendländischer Vernunft zur Sichtbarkeit zu verhelfen.⁴¹ Indem die Queer Theorie jegliches „metaphysisches Ursprungsdenken, das sich in Wesens- und Seinskategorien artikuliert“⁴², kritisch beleuchtet, fordert sie nicht nur das Alltags- und wissenschaftliche Denken, sondern im Speziellen auch die Philosophie heraus.

3 Queere(nde) Theorie

Der Begriff *Theorie* suggeriert eine Einheit, die *Queer* nicht adäquat beschreibt. Ist von *Queer Theorie* die Rede – wie auch in diesem Einführungstext –, so ist damit nicht ein systematisches Theoriegebäude, sondern es sind vielfältige

³⁶ Vgl. Stäheli (2000: 12f.).

³⁷ Butler (1991: 24).

³⁸ Butler (1997: 25).

³⁹ Vgl. Butler (1991: 31).

⁴⁰ Mit dem Begriff *Logozentrismus* bezeichnet Derrida die Neigung des christlich-abendländischen Denkens, stets dem Logos Vorrang zu gewähren, indem im Akt der Benennung immer etwas ausgeschlossen und eine Vielstimmigkeit verdeckt wird. Ist so vom Geist die Rede, erscheint er als Einheit, die auf den Körper verzichten kann, ähnlich wie das Subjekt sich unabhängig vom Objekt wähnt, die Ratio von der Emotio, die Kultur von der Natur, das männliche Subjekt von der Frau. Luce Irigaray hat diese maskulin geprägte Bedeutungshierarchie als *Phallogozentrismus* reformuliert, nach der das weibliche Geschlecht als eigene ontologische Kategorie nicht repräsentiert werden kann. Stattdessen erhalte die *Frau* nur Bedeutung im Verhältnis zum männlichen Subjekt, sie werde so immer als das Andere des Mannes gehandelt, vgl. Butler (1991: 32, 41, 53) und Meißner (2012: 29f.).

⁴¹ Vgl. Bublitz (2010: 11).

⁴² Bublitz (2010: 19).

queere Positionen und Perspektiven gemeint. Oft fällt deshalb auch die Bezeichnung *Queer Studies*, die diese Pluralität wiederzugeben versucht. So unterschiedlich die Kontextualisierungen queeren Wissens jeweils sind, von denen im weiteren Verlauf einige exemplarisch vorgestellt werden sollen, so werden sie doch von gewissen Grundzügen getragen, die die Identifizierung als eine *queere* Auseinandersetzung plausibilisieren. So geht es etwa darum, die impliziten Theorien über die Welt auszubuchstabieren, um sie als ideologisch, naturalisierend, normativ zu kennzeichnen und ihnen die Neutralität zu nehmen. Dazu werden Kategorien infrage gestellt, mit denen wir die Welt deuten, wobei Queer diese nicht einfach destruiert, sondern nach ihren Effekten fragt. Um die Wirkungen der ontologisierenden Tendenzen der Sprache wissend, orientiert sich die Fragerichtung nicht mehr nach dem *Was*, sondern nach dem *Wie*. In diesem Sinne operiert Queer metatheoretisch, da es die Ausgangspunkte des Denkens, die Denkbewegung selbst, als Weg zur Erkenntnisgewinnung explizit zum Thema macht.

3.1 Entnaturalisierung und Politisierung der Sexualität

Feministische (lesbische) Theoretiker_innen wie Kate Millet, Gayle S. Rubin oder Adrienne Rich erkannten frühzeitig die Notwendigkeit, die vermeintliche Natürlichkeit der Heterosexualität anzuzweifeln. Richs Begriff der *Zwangsheterosexualität* (*compulsory heterosexuality*), ein Vorläufer des heute gebräuchlichen Begriffs *Heteronormativität*, bezeichnet die hegemoniale Norm, normalerweise heterosexuell zu sein und die daraus resultierende Unsichtbarkeit bzw. Pathologisierung anderer Sexualitäten. In ihrem vieldiskutierten Essay „Sex denken“ fordert Rubin eine „radikale Theorie der sexuellen Politik“, die die Entnaturalisierung der Sexualität vorantreibt, deren soziale, kulturelle wie politische Gehalte permanent ausgeblendet würden. Sie kritisiert die politischen Zwecken dienliche Hierarchisierung in eine ‚gute‘, ‚normale‘, ‚gesegnete‘ und eine ‚schlechte‘, ‚perverse‘ und ‚bedrohliche‘ Sexualität. Diese sexuelle Moral unterliegt gesellschaftlichem Wandel, sie dient jedoch letztlich der Aufrechterhaltung der Reproduktion und Generativität als „natürlicher“ Funktion von Sexualität.⁴³ Zentral in diesem Zusammenhang ist Rubins Kritik am *sexuellen Essentialismus*, der Sexualität als „ewig unveränderbar, unsozial und überhistorisch“⁴⁴ fasst und das Populärwissen westlicher Gesellschaften bis heute wesentlich bestimmt. Ein gutes Jahrhundert wissenschaftlicher Analyse aus Medizin, Psychiatrie und Psychologie haben den Human- und Naturwissenschaften eine enorme gesellschaftliche Deutungsmacht angedeihen lassen, die Sexualität als eine hormonell oder psychisch verankerte Eigenschaft von Individuen klassifizieren und in ihrer Ordnungswut einen ganzen Strauß an Perversionen er-

⁴³ Vgl. Rubin (2003: 39–45).

⁴⁴ Rubin (2003: 33).

zeugen. Homosexualität besetzt hierbei eine eigentümliche Sonderrolle, indem sie die Stabilisierung heterosexueller Verhältnisse durch die „Vereindeutigung“ der Homosexualität als deren Anderes gewährleistet, und zwar sowohl in Bezug auf Geschlecht, Sexualität und körperliche Gelüste sowie Gesundheit und Familie, als auch bezüglich nationaler und ethnischer Grenzziehungen und Fragen von Gleichheit und Demokratie.⁴⁵ Den Wahrheitsanspruch jener wissenschaftlich untermauerten (Homosexualitäts-)Diskurse als eine *Politik der Wahrheit* zu entlarven, die Differenzen erst als natürliche erschafft, zählt zu den wichtigsten Aufgaben queerer Dekonstruktionsarbeit. Die in der Moderne dominante Annahme, zwischen dem Geschlecht eines Individuums und seiner Sexualität bestehe „das wesenhafte Verhältnis tiefster Wahrheit“⁴⁶, was die geschlechtliche wie sexualisierte Vereindeutigung des Individuums sowohl seiner Lust, als auch seinem Körper nach bedingt, verliert dabei nicht an Aktualität. Dies zeigt allein die beharrliche Suche nach der Ursache für Homosexualität, die der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch dem stark ausgeprägten „Somatismus“ der westlichen Kultur zuschreibt, welcher bewirkt, dass komplexe Phänomene wie Homosexualität monokausal auf rein „Stoffliches“ reduziert werden.⁴⁷ Der politisch-ideologische Charakter dieses Interesses und Unbehagens an der Homosexualität als sexueller Differenz *par excellence* wird beispielsweise daran augenscheinlich, dass die Erforschung eines etwaigen Gens, das Sadismus oder Masochismus bewirke, nicht ansatzweise dasselbe Interesse bündelt.

Essentialismen radikal zu kritisieren bedeutet jedoch nicht, dass sich Queer kopfüber in den radikalen Konstruktivismus stürzt, wie oft angenommen wird. Queer ist vielmehr informiert darüber, dass sowohl Essentialismus, als auch Konstruktivismus keine neutralen Werkzeuge sind, da beide homophoben und sexistischen oder antihomophoben und antisexistischen Zielen dienen können. Frühe Sexualreformer_innen und -wissenschaftler_innen, die um die Rehabilitierung der Homosexualität bemüht waren, die als „Handlung gegen die Natur“ aufgefasst wurde, bezogen sich auf die Idee einer „natürlichen“ Anlage der Homosexualität. Mit diesem „Beweis“ der Angeborenheit hofften sie Strafbarkeit abzuwenden⁴⁸ – ein fataler Fehler, wie der nationalsozialistische Vernichtungsapparat nur zu deutlich machen sollte. Eine Argumentation, die in umgekehrter Weise ausschließlich die Sozialisation und Kultur für die Genese der Homosexualität in Anschlag bringt, öffnet wiederum Fantasien menschenverachtender Umerziehung Tür und Tor. Homosexualität als Verhalten zu fassen und damit „wegtherapieren“ zu können, ist nicht nur in religiösen, sondern

⁴⁵ Vgl. Laufenberg (2008: 55).

⁴⁶ Demirović (2015: 83).

⁴⁷ Vgl. Sigusch (2005: 153). Heinz-Jürgen Voß führt als aktuelles Beispiel die Epigenetik an, die von naturalisierenden Annahmen der Genetik bestimmt wird, innerhalb derer die Frage nach der Veränderlichkeit von Genen heruntergespielt wird, vgl. Voß (2013b).

⁴⁸ Vgl. Jagose (2001: 38).

auch in manchen sich wissenschaftlich nennenden Zusammenhängen nach wie vor verwurzelt. Dagegen nutzen konservative Homogegner zum Teil gar sozialkonstruktivistische Argumente, um die Studien zu kritisieren, die einen kausalbiologischen Faktor in der Entstehung sexueller Orientierungen behaupten.⁴⁹ Die Lehre, die sich mit einem queeren Blick auf diachrone als auch auf synchrone Diskurse gewinnen lässt, ist folgende: Sexualität geht nicht in Kategorisierung auf, sie lässt sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen⁵⁰, womit allerdings nicht behauptet wird, dass Sexualität einfach zu chaotisch sei, um sie begrifflich abzubilden. Vielmehr besteht die queere Methodik darin, ein theoretisches Verständnis von der Produktivität von Kategorien und der Kontingenz von Identität zu erlangen: Wie kommt es dazu, dass Menschen sich in Bezeichnungen wiedererkennen, die zu ihrer Herabsetzung geschaffen wurden? Als die Demonstrant_innen von Stonewall 1969 mit dem Ruf „off the couches into the streets“ um Selbstermächtigung kämpften, taten sie dies in deutlicher Abkehr von der biowissenschaftlichen Deutungsmacht, die Homosexualität zu einer psychiatrischen und medizinischen Angelegenheit erklärt hatte.⁵¹ Heute sind es vor allem trans- und intergeschlechtliche Menschen,⁵² die auf gesetzlicher Ebene um ihr Recht auf Selbstbestimmung und medizinische Hilfe ohne Pathologisierung streiten. In all diesen Fällen sind es die Subjekte selbst, die „die Ordnungsmacht über sexuelle und geschlechtliche Grenzen“⁵³ anzweifeln und sich gegen regulatorische Imperative wehren. Dabei bezeichnet Queer ein Verständnis von Selbstbestimmung und Emanzipation, das ohne den Rekurs auf die biologische „Natur“ des Körpers oder die Angeborenheit sexueller Orientierung auskommt.

3.2 Infragestellung der Homosexualität

Das theoretische und politische Ziel, Heterosexualität zu entnaturalisieren, führt zu dem zweiten Schritt, nämlich die Homosexualität als deren „natürlichen Gegenpart“ anzuzweifeln. Dies bedeutet eine radikale Kritik an jeglichen essentialistischen Grundlegungen, die sowohl für die Homosexuellenbewegung, als auch für den lesbischen Feminismus den zentralen Ausgangspunkt ihres Engagements bildeten. Die Auseinandersetzung wiegt dabei umso schwerer, da Queer die Kohärenz einer *homosexuellen Identität*, auf die die 1969er Generation ihren politischen Kampf um Anerkennung und Respekt gründeten, mit einem großen Fragezeichen versieht. Aus queerer Sicht wird die sexuelle Identität erst aus der Notwendigkeit, gesellschaftliche Sichtbarkeit zu erlangen,

⁴⁹ Vgl. Laufenberg (2014: 38f.).

⁵⁰ Vgl. Butler (2009: 19).

⁵¹ Vgl. Jagose (2001: 54f.).

⁵² Vgl. Gregor (2015).

⁵³ Müller (1998: 43f.).

durch den performativen Akt des öffentlichen Bekenntnisses hergestellt.⁵⁴ Damit verschiebt sich die Vorstellung von Identität als einer politischen Größe hin zu etwas, das im Nachhinein erst aus einer Relation hervorgegangen ist. Erst dadurch gerät die wechselseitige Abhängigkeit von Hetero- und Homosexualität in den Blick. Auch können Widersprüche und Aporien sichtbar gemacht werden, die sowohl die Heterosexualität als auch die Homosexualität durchziehen. Für die *Gay/Lesbian Studies* ergab sich aus dieser Einsicht die Notwendigkeit, die Dichotomie von Hetero- und Homosexualität als Ausgangspunkt der Erkenntnisbildung zu überwinden. Bereits 1983 benannte Pat(rick) Califia klar die Gefahren, welche die Suche nach dem „echten“, „reinen“ Schwulen, der „echten“, „reinen“ Lesbe provoziere und die letztlich in eine *homonormative* Haltung münde:

[...] people insist on a kind of purity that has little to do with affection, lust, or even political commitment. Gayness becomes a state of sexual grace, like virginity. A fanatical insistence on one hundred percent exclusive, same-sex behaviour often sounds to me like superstitious fear of contamination or pollution.⁵⁵

Menschen, die mit allen Geschlechtern schlafen, oder solche, die es im Rahmen von BDSM *play parties* tun, sich sonst als *gay* definieren, Trans*personen, Crossdresser oder Menschen mit biografisch spätem Coming-out u.v.m. – sie alle bedroh(t)en diese „Mythologie der Gayness“ und wurden der „schädlichen Einmischung des Hetero-Geistes“⁵⁶ verdächtigt. Zwar ist das Bedürfnis mehr als nachvollziehbar, Verfolgung, Gewalt und Homophobie ein emanzipatorisch-kraftvolles Narrativ entgegenzusetzen.⁵⁷ Doch gilt es aus queerer Sicht, die Fallstricke aufzuzeigen, die mit einer solchen Wahrheitspolitik einhergehen. So stellen allein die Fragen danach, was Homosexualität genau sei oder wie man wissen könne, ob jemand homosexuell sei, bei genauerem Überlegen unbeantwortbare Fragen dar.⁵⁸ Außerdem, so Califia, sei es „very odd that sexual orientation is defined solely on terms of the sex of one’s partners“⁵⁹, so als würde es eine weniger bedeutende Rolle spielen, *was* wir miteinander tun oder *wie* wir es tun.⁶⁰

Ein besonders wirkmächtiger Mythos im Zusammenhang mit der Wahrheitspolitik ist der des Coming-outs. So ging etwa die Homo-Bewegung davon aus, mit dem Schritt an die Öffentlichkeit würde einer authentischen homosexuellen

⁵⁴ Vgl. Jagose (2001: 118).

⁵⁵ Califia (2005: 25).

⁵⁶ Butler (2003: 159).

⁵⁷ Vgl. Califia (2005: 26).

⁵⁸ Heterosexualität betrifft dies genauso, ist jedoch als kulturell hegemoniale Norm nicht auf Selbstvergewisserungen angewiesen, die ihren Konstruktionscharakter offenbaren würden.

⁵⁹ Califia (2005: 25).

⁶⁰ Lewandowski stellt sich diese Frage in Bezug auf das Heterosexuelle in der Heterosexualität, vgl. Lewandowski (2015: 154f., Hervorhebungen F.F.)

Identität zum Ausdruck verhelfen als einer Identität, von der gesellschaftliche Veränderung ausgehe und die so lange öffentlich gemacht werden müsse, bis sie kein beschämendes Geheimnis mehr sei.⁶¹ Zudem verband sich mit der Aufforderung zum Massen-Outing die Hoffnung, die normativen Vorstellungen über Sexualität schließlich umzustürzen und zu einer „unverstellten“ Sexualität aller Menschen zu gelangen.⁶² Aus Foucault'scher Perspektive ist dies jedoch eine illusionäre Vorstellung, die davon ausgeht, dass es eine machtfreie Sexualität, ein „Außen“ der Macht gäbe, von der aus Kritik geübt werden könnte. Dabei bleibt auch die Frage ungestellt, wer sich aus seiner sozialen Position heraus überhaupt ein Coming-out leisten kann.⁶³ Die Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick zeigt in ihrem dichten Essay „Epistemology of the Closet“ auf beeindruckende Weise, welche Widersprüche und Zwänge in der Praxis des Coming-outs stecken, die innerhalb eines Diskurses von Befreiung, Individualismus und Identität wirksam sind und die mit dem Schritt an die Öffentlichkeit für die Geouteten paradoxerweise nicht verschwinden. Dem sich outenden Subjekt werden nicht nur Selbstidentität, Authentizität und Kohärenz auferlegt, sondern seine Existenz ist widersprüchlichen Diskurszwängen unterworfen⁶⁴, die den Vorwurf nach sich ziehen, stets entweder *zu viel* oder *zu wenig* über die eigene Sexualität preis zu geben. Zudem ist das Coming-out kein einmaliger Akt, da es in jeder neuen sozialen Situation wieder aufgeführt werden muss. So ist das ‚Versteck‘ (*closet*) letztlich allgegenwärtig und hält sich hartnäckig, was nach K. Sedgwick auf die „radikale irreduzible Kohärenz“⁶⁵ zurückzuführen sei, die das Alltagswissen um Homosexualität produziere, wonach es klar abgrenzbare, „wirkliche“ Schwule und Lesben gäbe, was jedoch nur ein Trugbild der Eindeutigkeit, der Identifizierbarkeit sei. So verschiebt sich mit dem Coming-out letztlich der „Ort der Undurchsichtigkeit“, da das Coming-out „nur eine neue, andere Form des ‚Closet‘, des Schweigens“ produziert, während das Versteck stets eine Enthüllung verspricht, die „per definitionem nie stattfinden kann“⁶⁶.

Auf der anderen Seite, so gibt K. Sedgwick zu bedenken, verlangt die Kategorisierung Respekt, denn

große Gruppen von Männern und Frauen, die diesem Repräsentationsregime unterliegen, haben entdeckt, daß die nominative Kategorie ‚homosexuell‘ [...] durchaus

⁶¹ Vgl. Jagose (2001: 55).

⁶² Vgl. Jagose (2001: 59).

⁶³ Hiermit sind nicht nur Klassen- oder kulturelle Differenzen gemeint. In islamisch geprägten Ländern ist *Homosexualität* zu einer Art Meistersignifikanten der „Verwestlichung“ geworden, wodurch ein öffentliches Bekenntnis, wie es von westlichen LGBTIQ*-Aktiven gefordert wird, für die betroffenen Menschen ein zum Teil untragbares Risiko darstellt, vgl. Klauda (2008: 57).

⁶⁴ Vgl. Kosofsky Sedgwick (2003: 116f.).

⁶⁵ Kosofsky Sedgwick (2003: 136).

⁶⁶ Butler (2003: 147f.).

ein reales Potential besitzt, die Erfahrungen mit ihrer eigenen Sexualität und Identität zu organisieren und zu beschreiben, ein hinreichendes Potential jedenfalls, um die erheblichen Nebenkosten dieser Selbstzuschreibung (selbst wenn sie stumm erfolgt) wettzumachen.⁶⁷

So ist dieser Bezug nicht ohne Widersprüchlichkeit zu haben, wie auch Butler feststellt:

Als Lesbe zu schreiben oder zu sprechen, erscheint mir wie ein paradoxer Auftritt dieses ‚Ich‘, der sich weder echt noch unecht anfühlt.⁶⁸

Es dürfe Butler zufolge deshalb nicht darum gehen, *entweder* zu bekennen *oder* zu verleugnen, sondern den Ausschluss als Preis für diese Kohärenz ernst zu nehmen und zu problematisieren.⁶⁹ Der Abwertung lesbischer Sexualität, nach der sie nur „Heterosexualität zweiten Grades“, eine schlechte Kopie oder schlicht nicht existent sei,⁷⁰ damit zu begegnen, nach einer *Spezifität* zu fahnden, die man der Abwertung kritisch entgegenhalten könne, führt Butler zufolge nur zu neuen Ausschlüssen. Statt entweder von einer Spezifität oder von einer Ableitung auszugehen, schlägt sie vor, lesbische Sexualität als *Prozess* zu begreifen: Indem lesbische Sexualität sich gegen die Heterosexualität auflehnt, um selbst zu bestehen, ist sie auf deren Spielregeln angewiesen, ja, konsituert sich zu einem großen Teil aus derselben Matrix der Macht, gegen die sie sich absetzen will. Doch schreibt sie diese Regeln in diesem Prozess auch neu ein, weshalb die „Spezifität lesbischer Sexualität nicht *außerhalb* oder *jenseits* dieser Neueinschreibung, sondern gerade in deren Modalität und in ihren Effekten“⁷¹ gesucht werden sollte. Anstatt auf größtmögliche Klarheit abzielen wird hier also gerade eine Methode favorisiert, die dauerhafte Unklarheit über Identitäten anstrebt und die Entscheidung über das Entweder/Oder strategisch aufzuschiebt.⁷²

3.3 Queere Wissensfelder: Die Frage nach dem *Wie*

Die Abkehr von der Suche nach Antworten auf die Frage nach dem *Was* – was ist *sex*, was ist *gender*?, was ist der Körper, das Subjekt, eine Identität, eine sexuelle Orientierung etc.? – gründet in der Einsicht, dass entsprechende Antwortversuche sich stets in Aporien verstricken, wie beispielsweise in der Angabe, wie viel Natur und wie viel Kultur je beteiligt ist. Entsprechend verkörpert

⁶⁷ Sedgwick (2003: 134).

⁶⁸ Butler (2003: 144f.).

⁶⁹ Vgl. Butler (2003: 149).

⁷⁰ Vgl. Butler (2003: 149).

⁷¹ Butler (2003: 149f.). Das oft als „heterosexuelle Konstruktion“ disqualifizierte Beispiel des *femme/buch*-Paares ist in diesem Zusammenhang ein treffendes Beispiel.

⁷² Vgl. Butler (2003: 148).

Queer die Weigerung, sich an solcherlei „Wahrheitsspielen“⁷³ zu beteiligen. Es bricht zudem mit dem Telos, überhaupt an sicheres Wissen gelangen zu können, und entlarvt damit die Grundlosigkeit und Ursprungslosigkeit des Sexuellen und Geschlechtlichen.

Der Fokus liegt stattdessen auf der Modalität, womit ein Perspektivwechsel denkbar wird. Die Frage nach dem Wie vermeidet die Setzungen, die unser Denken provoziert, indem sie den Fokus auf Veränderung, den Fluss, die *Performatanz* solcher in unserer Wahrnehmung eher als unbewegliche, festgefügte Dinge auftauchende Sachverhalte lenkt – wie funktioniert *sex/gender*? Wie werden derartige Unterscheidungen hervorgebracht? Wie ist eine heterosexuelle/homosexuelle Identität möglich, wie kommt sie zustande? Wie ist Subjektivität möglich, was sind Subjektivierungsweisen? Wie entsteht der Eindruck von Konstanz, von Unveränderbarkeit? Was hat dies mit Macht zu tun? Die Problematisierung von sexueller und geschlechtlicher Identität wird so zu einer Frage der „perpetual reinvention“⁷⁴ – also einer „unablässigen Neuerfindung“. So ist es wenig verwunderlich, dass queeres Denken stets an den Rändern etablierter Wissenschaft gepflegt wird und ein transdisziplinäres Dasein zwischen Literatur-, Kultur-, Film- und Sozialwissenschaften führt.

Grob lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, in die sich queere Theoriebildung aktuell entwickelt. Wer den Fokus auf Fragen der Repräsentation legt, orientiert sich eher an einer Queertheorie, die wie Butlers Theorie aus Foucaults Machtanalyse und Derridas Sprach- und Metaphysikkritik schöpft. In jenes Spektrum lassen sich im weitesten Sinne auch Gayatri C. Spivaks postkoloniales Denken und aktuelle Auseinandersetzungen mit der Hegemonietheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe einordnen.⁷⁵ Den zweiten Strang bilden Bezüge auf die von Spinoza stammende Affektheorie.⁷⁶ Anstatt der Frage nach der Bedeutung und Entwicklung von Repräsentationspolitiken nachzugehen, verschiebt sich hier das Interesse im Kontext feministischer natur- und technikwissenschaftlicher Studien von Fragen der Subjektformation hin zur Beschäftigung mit Körpern und ihrer „Liminalität“.⁷⁷ In jenem Kontext lässt sich auch die Arbeit von Paul B. Preciado erwähnen, in dessen Text „Kontrasexuelles Manifest“ (2003) die sexuellen Transformationen des Körpers durch Körpertechnologien beleuchtet und in einer *Dildotheorie* zugespitzt werden.

Im Bemühen, die Grenzen zwischen *normal* und *abnormal* als eine politische auszuweisen, interessiert sich eine queere Perspektive zum Beispiel auch für Monogamie, die als *Mono-Normativität* entlarvt wird und *Polyamorie* oder al-

⁷³ Laufenberg (2014: 62).

⁷⁴ Fuss (1991: 6f.).

⁷⁵ Vgl. Castro Varela/Dhawan/Engel (2011); Engel (2011) und Distelhorst (2007).

⁷⁶ Vgl. Wagens (2014: 78f.), auch für einen Einblick in die anglo-amerikanische Queer-Debatte.

⁷⁷ Vgl. Puar (2013: o.S.).

ternative Beziehungsmodelle als queere Praxen diskutiert.⁷⁸ Dasselbe gilt für ursprünglich als *perverse* Sexualitäten pathologisierte Praktiken wie fetisch, Bondage und BDSM. Robin Bauer untersucht beispielsweise, wie im Rahmen von BDSM-Praktiken und deren Konsens- und Verhandlungspraxis Geschlechteridentitäten und Begehren in ihrer Uneindeutigkeit und Vielzahl zu Tage treten.⁷⁹ Die queere Normalisierungskritik erfasst zudem einen Bereich, der innerhalb des Feminismus zu großen Dissonanzen geführt hat und noch führt, nämlich die *Sexarbeit*. Queerfeministische Ansätze betonen das Selbstbestimmungsrecht von Sexarbeiter_innen und die Notwendigkeit, gesellschaftliche Stigmatisierung zu bekämpfen.⁸⁰ Diese für Queer typische „Politik des Selbst“ spiegelt sich auch in den Experimentierfeldern der queerfeministischen Pornographie und des *queer porn*.⁸¹

Noch in den Anfängen steckt die Forschung im Bereich der Entnormalisierung der Heterosexualität, die den durch Queer eingeleiteten Perspektivwechsel von der Fokussierung auf Minderheiten hin zur Mehrheit fortsetzt. In diesem Zusammenhang interessiert, welche Brüche und Widersprüche die Heterosexualität selbst durchziehen, und zwar nicht nur auf der Ebene subjektiver Identität, sondern auch als Grundlage gesellschaftlicher Verhältnisse.⁸²

Queere Kategorienkritik und Machtanalyse ist zudem zentral für diejenigen, die sich für Gender- und Sexualregime in nicht-westlichen Gesellschaften interessieren. Die Infragestellung von Zweigeschlechtlichkeit und dem Hetero-/Homo-Binarismus als eigenkulturelle Normen ermöglicht es, differente Konzepte und Konstruktionen von Sexualität und Gender sowohl historischer als auch gegenwärtiger Natur zu erkennen und Heteronormativität als Effekt des Kolonialismus/Imperialismus bzw. der Globalisierung zu begreifen. Wiederum weisen solche historischen oder gegenwartsbezogenen Studien auf den impliziten Eurozentrismus des Konzepts der Heteronormativität hin, dessen Genealogie als eine europäische oft unreflektiert bleibt.⁸³

Eine queere selbstkritische Perspektive ist darüber hinaus notwendig, wenn Homophobie bestimmten kulturalisierten Gruppen zugewiesen wird. Dies hat den Effekt, dass sich die westlichen Gesellschaften als modern und aufgeschlossen präsentieren können, während das Problem homo- oder transphober Gewalt auf die vermeintlichen kulturellen Besonderheiten muslimischer junger Männer reduziert und der Islam als rückständig und unfähig zur Aufnahme fortschrittlicher Wertvorstellungen festgeschrieben wird.⁸⁴ Was diese Verschränkung von

⁷⁸ Vgl. Pieper/Bauer (2014).

⁷⁹ Vgl. Bauer (2005).

⁸⁰ Vgl. Koppe (2008).

⁸¹ Vgl. Heim/Ippolito (2011); Stüttgen (2009).

⁸² Vgl. Genschel et al. in Jagose (2001: 175f.).

⁸³ In Bezug auf den Islam vgl. etwa Babayan/Najmabadi (2008); Massad (2007) und Förster (2016).

⁸⁴ Vgl. Meißner (2012: 99).

Homophobie und Islamophobie im bundesdeutschen Kontext für beispielsweise schwule ausländische oder ausländisch aussehende Männer bedeutet, arbeitet Zülfukar Çetins Studie „Homophobie und Islamophobie“ (2012) heraus.

Die im Kontext dieses Textes nur andeutbare Diversität der Diskussions- und Forschungszusammenhänge hat zur Folge, dass die Verständnisse von den Kategorien, mit denen jeweils operiert wird, sehr unterschiedlich sein können, was der Debatte sowohl Dynamik, als auch eine gewisse Schwerfälligkeit verleiht. Dies hängt auch mit den je unterschiedlichen Fachtraditionen und der jeweiligen Rezeptionsgeschichte zusammen.

In den USA bildeten sich Queer und Gender als zwei unterschiedliche und getrennt voneinander operierende Wissensbereiche heraus. Dies lag zum einen an dem Bedürfnis, die *Queer Theory* als eigenständige Disziplin zu etablieren. Für eine radikale Kritik an der institutionalisierten (Hetero-)Sexualität, so wurde etwa von Rubin und Sedgwick argumentiert, sei die feministische Perspektive weniger geeignet, es brauche eine unabhängige queere Theoriebildung.⁸⁵ Doch wie die Geschichte der *Queer Politics* zeigt, sind Fragen des Geschlechts und der Sexualität zwar verschieden, aber dennoch untrennbar miteinander verquickt. Deshalb führte die Abgrenzung der Queertheorie von den feministischen Theorien mit ihren klar getrennten Gegenstandsbereichen Sex/Sexualität auf der einen und Gender auf der anderen Seite letztlich in methodologische und fachpolitische Sackgassen. Butler, die frühzeitig queeren Separatismus und die Provinzialisierung feministischen Wissens kritisiert hat, spricht diesbezüglich von „uneigentlichen“ Untersuchungsobjekten, als Produkt anti-historischer und gewaltvoller Trennungen.⁸⁶ Die Folge ist eine epistemische Borniertheit, die sich selbst um die Produktivität ihrer Perspektive bringt.

In den USA ist zudem der von der Rezeption feministischer französischer Gegenwartsphilosophie beeinflusste Zugang zu Queer stärker vertreten.⁸⁷ Die Theorien von Hélène Cixous, Julia Kristeva und Luce Irigaray arbeiten sich auf verschiedenen Pfaden an dem Rätsel der Geschlechterdifferenz ab. Entlang der kritischen Auseinandersetzung mit der Lacan'schen Psychoanalyse geraten hierbei die *symbolischen Strukturen* in den Vordergrund. Dagegen wurde Queer in der BRD insbesondere mit der Theorie Butlers bekannt und vor allem innerhalb des Feminismus und der Geschlechterforschung diskutiert, in der sozialwissenschaftliche Zugänge dominieren und entsprechend die *soziale Dimension* von „Geschlecht“ interessiert. Die Rezeption der Queer Theorie bedeutet(e) für die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung eine Bereicherung, da Queer *Sexualität* als gesellschaftsstrukturierende Kategorie neben Geschlecht zu untersuchen und Heterosexualität aus diesem Zusammen-

⁸⁵ Vgl. Rubin (2003: 75, 77); Kosofsky Sedgwick (1990: 27–35).

⁸⁶ Vgl. Butler (2006: 187f.).

⁸⁷ Villa (2012: 158f.).

hang heraus als normatives System zu enttarnen ermöglicht.⁸⁸ So lagen Queer und Gender hierzulande von Anfang an näher zusammen, wenngleich Queer häufig auf den Faktor Sexualität/sexuelle Orientierung reduziert und die radikale Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit ausgeblendet wurde. Auch wenn es als Erfolg verbucht werden kann, dass nun queertheoretische Texte unter dem Label *Gender Studies* gelesen und herausgegeben werden,⁸⁹ so scheint doch *Gender* als Oberbegriff bevorzugt zu werden. Eine explizite Verbindung der beiden Perspektiven als gleichrangige Wissensfelder ist bislang selten.⁹⁰ In der deutschsprachigen akademischen Landschaft wirkt Queer daher immer noch wie das Stiefkind der weitaus etablierteren Gender Studies. Mittlerweile scheint sich jedoch die Ansicht durchzusetzen, dass Queer nicht ohne Gender und Gender nicht ohne Queer zu haben ist. Butlers theoretischer Wurf, der im weiteren Verlauf im Vordergrund stehen soll, zeigt mit seinem Fokus auf die Problematik der *sex/gender*-Differenz, dass Gender und Sexualität nicht aufeinander reduzierbar sind, wobei er sich obendrein als spannende Mittlung zwischen den Sphären des Symbolischen und des Sozialen lesen lässt.⁹¹

3.4 Heterosexuelle Matrix und intelligible Geschlechter

Butlers Konzeptualisierung der *heterosexuellen Matrix* ist fast zum Synonym für queere Kritik geworden. Die Besonderheit dieser theoretischen Perspektive lässt sich in der Konzeption der Zwangsheterosexualität als *produktiver Matrix* verorten, die nicht nur bewirkt, dass andere Begehrensformen oder Sexualitäten diskriminiert werden. Auch sind

Optionen jenseits der Heterosexualität dadurch [...] bereits verworfen, bevor ein erwachsenes Subjekt überhaupt bewusst eine Wahl treffen kann. Heterosexualität ist damit sowohl ein ‚äußerer‘ Zwang für Individuen als auch – zumindest zunächst und idealiter – eine Bedingung der Subjektwerdung.⁹²

So wählt Butler in der Auseinandersetzung mit Geschlecht (*gender*) nicht grundlos den Begriff der *Norm*. Wenn sonst von Normen die Rede ist, wird meist von einer Auffassung ausgegangen, nach der Subjekte sich zu Normen verhalten als wären es Objekte. Butler hingegen fasst Normen als *diskursiven*

⁸⁸ Vgl. Hark (2005: 299).

⁸⁹ Siehe beispielsweise Bergmann/Schössler/Schreck (2012).

⁹⁰ Vgl. hierzu Degele (2008). In basispolitischen, universitären und „netzfeministischen“ Kontexten ist dagegen immer häufiger die Rede von *Queerfeminismus*. Dabei fungiert Queer in produktiver Hinsicht als Label für Bündnispolitiken, die antirassistische, antihomophobe, antisexistische als auch antifaschistische Arbeit miteinander verknüpfen, vgl. Wagens (2014: 78). Dies widerspricht der Deutung, es würde praktisch keine queere politische Praxis im Sinne einer Anti-Identitätspolitik geben, wie noch Degele (2008: 53) meint.

⁹¹ Vgl. Butler (2006: 206).

⁹² Bublitz (2010: 66).

Rahmen, auf dessen Folie „Individuen überhaupt [...] einen Subjektstatus erhalten, da sie nur durch diesen Bezug für sich und andere sinnvoll erfassbar und damit (an-)erkennbar sind.“⁹³ So reguliert *gender* als normativer Rahmen die Anerkennbarkeit und Legitimität von Personen.⁹⁴ Geschlechtliche Identität ist entsprechend nicht von der Identität eines Subjekts trennbar, wie Butler pointiert ausdrückt: „Es gibt kein ‚Ich‘ vor der Annahme eines Geschlechts.“⁹⁵ Diese radikale Setzung impliziert auf der anderen Seite, dass Äußerungen der Geschlechtsidentität (*gender*) keine geschlechtlich bestimmte Identität ausdrücken, sondern dass ebendiese Identität „gerade performativ durch diese ‚Äußerungen‘ konstituiert [wird, F.F.], die angeblich ihr Resultat sind.“⁹⁶

Mit Monique Wittig stimmt Butler darin überein, dass die Existenz einer Substanz des Weiblichen verneint werden muss. Butler übernimmt von ihr die Überzeugung, dass vielmehr jede Betonung des Geschlechts letztlich dem als Regime bezeichneten System der Heterosexualität zuarbeitete.⁹⁷ Zudem begreift Butler entlang von Wittig und Foucault die Kategorie *Geschlecht* entsprechend nicht als Ursache, sondern als Wirkung einer Ökonomie der Sexualität. Diese erzwingt sowohl ein „künstliches binäres Verhältnis *zwischen* den Geschlechtern [...] als auch die künstliche *innere* Kohärenz jedes einzelnen Terms dieser Binarität.“⁹⁸ Geschlechtsidentität erscheint dann im Dienste der normativen Heterosexualität als binär codiert, als entweder männlich oder weiblich. Intelligible, also sozial sinnhafte, Geschlechtsidentitäten sind dann solche, die

Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten.⁹⁹

In ein einfaches Schema gebracht, gilt: Mann > männlich > begehrt Frau; Frau > weiblich > begehrt Mann. Dieser binär kodierte Diskurs operiert in seinen diskursiven Verweisungszusammenhängen stets zirkulär und tautologisch: Ein Mann oder eine Frau ist demnach die „eigene Geschlechtsidentität genau in dem Maße, wie er/sie nicht die andere ist.“¹⁰⁰

Zentral in diesem Zusammenhang ist die Figur des *konstitutiven Außen*, die Butler Derrida, Lacan und Luce Irigaray entlehnt, nach der das Weibliche das konstitutive Außen für das Männliche bildet, indem es die Bestimmung des Männlichen ermöglicht und zugleich in dieser Bestimmung in die Unsichtbar-

⁹³ Meißner (2012: 13).

⁹⁴ Vgl. Butler (2009: 91).

⁹⁵ Butler (1997: 145).

⁹⁶ Butler (1991: 49).

⁹⁷ Vgl. Kraß (2003: 17).

⁹⁸ Butler (1991: 41), Hervorhebungen F.F.

⁹⁹ Butler (1991: 38).

¹⁰⁰ Butler (1991: 45).

keit, in die Unrepräsentierbarkeit gezwungen wird.¹⁰¹ Diese Bewegung macht Butler für die Funktionsweise der heterosexuellen Matrix produktiv, nach der intelligible Geschlechter ihre Kohärenz aus der permanenten Ausschließung beziehen. Dabei bildet das „Ausgeschlossene die Grenzen der Signifikation des Intelligiblen“, wodurch es „aktiv an seiner Konstruktion beteiligt“¹⁰² ist, was bedeutet, dass das Verworfenen nicht *jenseits* der heterosexuellen Matrix liegt, sondern diese stützt, ohne dass jene Abhängigkeit sichtbar wird. Da die Geschlechterordnung der heterosexuellen Matrix die Bedingung der Intelligibilität von Subjekten darstellt, sind diejenigen Existenzformen, die von der sprachlich-symbolischen Ordnung nicht erfasst werden, von der Intelligibilität ausgeschlossen, wodurch sie „weder Sinnhaftigkeit noch Einheit [...] verkörpern“¹⁰³ – eine Gewalt, die Wilchins als „Bedeutungsfaschismus“¹⁰⁴ bezeichnet. Die derart verunmöglichten Existenzen irren regelrecht an den Grenzen des Denkbaren, des Möglichen, des rational Erfassbaren umher, wobei sie das „andauernde Gefühl ihrer eigenen Unwirklichkeit“¹⁰⁵ erleiden.

Queertheorie-Interessierte mögen sich fragen, wer genau das konstitutive Außen bildet, also welche Existenzformen von der Intelligibilität ausgeschlossen werden. Diese Unklarheit kann man als queertheoretische Strategie selbst auslegen, da eine positive Bestimmbarkeit den Zielen von Queer entgegensteht. So wird am ehesten im Hinblick auf einen bestimmten Kontext deutlich, wer jeweils „drinnen“ und wer jeweils „draußen“ ist. Auf der Ebene sozialer und juridischer Anerkennung beispielsweise liegen Homosexualität und Intergeschlechtlichkeit nicht auf einer Ebene, da erstere in gesellschaftlichen Diskursen einen Platz hat als teils natürlich, mindestens vorstellbar und mittlerweile juridisch anerkannte Größe, während letztere für den Großteil einer Gesellschaft nicht einmal in den Bereich des Vorstellbaren hineinreicht. Vor diesem Hintergrund ermöglicht Homosexualität wie die normative Heterosexualität eine Subjektivität zu dem Preis, diese als unhinterfragbare, kohärente sexuelle Identität anzunehmen, mit dem Unterschied, dass die heterosexuelle Normativität den homosexuellen Subjekten erschwerte Bedingungen auferlegt.¹⁰⁶ Queer nimmt die Verwerfungen in den Blick, die sich als Machteffekt aus dem Ableitungsverhältnis ergeben, das Homosexualität als das Andere der Heterosexualität fasst, womit homosexuelle Identitäten gewissermaßen „in“ und „out“ zugleich sind. Die Inblicknahme der Ebene kultureller Intelligibilität und der Frage nach Anerkennung, wie sie von Butler gestellt wird, geht insofern tief, indem die Grenzziehungen selbst problematisiert werden.

¹⁰¹ Vgl. Fußnote 40.

¹⁰² Distelhorst (2007: 28).

¹⁰³ Distelhorst (2007: 27).

¹⁰⁴ Wilchins (2006: 53).

¹⁰⁵ Butler in Bublitz (2010: 150).

¹⁰⁶ Vgl. Bublitz (2010: 70f.) und Meißner (2012: 69f.).

Kritik an der Zwangsordnung der Intelligibilität ist entlang der Einsicht, dass es kein Jenseits der heterosexuellen Matrix gibt, entsprechend nicht über den Bezug auf ein Außen möglich. Jeglicher Versuch ein Jenseits der Macht und der Sprache zu denken, mündet schließlich in der Aporie einer vorgesellschaftlichen Integrität. Dieser Versuch führt Butler zufolge die „Metaphysik der Substanz“ wieder ein, die die Produktion und Naturalisierung der Kategorie Geschlecht maßgeblich verantwortete.¹⁰⁷ So kann sich eine entsprechende immanente Kritikstrategie die Einsicht zunutze machen, dass die Kohärenz der Konstruktion stets um den Preis errungen wird, dass das konstitutive Außen in die Sphäre des Intelligiblen als eine Störung, als „das Nichtlebbare, das Nichterzählbare, das Traumatische“¹⁰⁸ hereinbricht. Indem beständig das verworfen wird, was die eigene Unvollständigkeit demaskieren könnte, kann zugleich nicht darüber hinweg getäuscht werden, dass die Heterosexualität „dieses Risiko niemals beseitigen kann“, was ihre „tiefgreifende Abhängigkeit von der Homosexualität“¹⁰⁹ bezeugt. Doch führt eben die erfolgreiche Verdunkelung dieser Abhängigkeit zu dem Effekt, dass Homosexualität in einer Art Ableitungsverhältnis zur Heterosexualität steht, die sich als das Wahre, Authentische, Originale setzt, wonach Lesbischsein oder Schwulsein stets den Beigeschmack einer von Vornherein gescheiterten Nachahmung des „Richtigen“ bekommt. Homosexualität erscheint entsprechend als „schlechte“ Kopie des Originals Heterosexualität. Dabei stabilisiert sich das Original erst anhand seiner Kopie, die sein konstitutives Außen bildet, sprich: Ohne Kopie gäbe es auch kein Original, nicht andersherum. Obwohl also das Ideal der Mimesis

nahelegt, daß es zunächst ein Modell geben muß, das kopiert wird, kann die Mimesis auch bewirken, daß dieses a priori vorhandene Modell als rein phantasmagorisch entlarvt wird.¹¹⁰

So würden *drag queens* und *drag kings* in ihren Shows demonstrieren, dass die Geschlechtsidentität eine Imitation ist, zu der es kein Original gibt und dass die Performanz von Geschlecht letztlich immer *drag* ist.¹¹¹ So wird „Weiblichkeit“ oder „Männlichkeit“ als geschlechtliche Identität zu einer „Kopie ohne Original“. Es ist die Imitation, die als Effekt und Konsequenz die Auffassung von der Existenz eines Originals produziert. So kann Gender also als eine „fortwährende performative Produktion natürlichen Scheins“¹¹² verstanden werden, als die *Imitation der jeweils vorhergehenden Imitationen*.

¹⁰⁷ Vgl. Butler (1991: 42f.).

¹⁰⁸ Butler (1997: 260).

¹⁰⁹ Butler (2003: 158).

¹¹⁰ Butler (2003: 155).

¹¹¹ Vgl. Butler (2003: 156).

¹¹² Villa (2012: 78).